

Kultur

Authentizität, hey wow yeah yeah!

Er wollte Mensch sein und wurde Amerikaner: Robbie Williams hat ein neues Album, «Take the Crown».



Er kommt, singt und siegt leider nicht: Robbie Williams. Foto: Stephen Hird (Reuters)

Christoph Fellmann

Manchmal muss ein Mann beweisen, dass ers noch kann. Robbie Williams ist 38 Jahre alt, verheiratet und Vater einer Tochter. Die hat er kürzlich der Welt präsentiert, und Papa sah stolz aus auf dem Foto und völlig geschafft. Sympathisch, aber trotzdem war es jetzt mal wieder an der Zeit, der Welt den Star zu zeigen. Den Mann, der die Hitparaden mit Hits vollballert, die britische Damenwelt in Ohnmacht singt und der überhaupt, wie sein neues Album im Titel sagt, nach der Krone greift. Den Mann, ders halt noch kann. Bub sein.

Und so lockern sich zum Einstieg ins Album die Synthesizer, und so spielt ein Saxofon - wie in den 80ern, als Robbie Williams ein Kind in Stoke-on-Trent war und wenig wusste von Goldregen und Drogen. «Be a Boy» handelt von den Leuten, die sagen, die Magie sei aus seinen Liedern verschwunden. «I don't think so», singt Williams. Denn er habe einen Weg gefunden, wie das alles ewig weitergehe. Voilâ: «Be a Boy.»

Und kindisch wirds. In «Candy» disst der Sänger ein Mädchen, das sich für besser hält, als es ist. In «Shit on the Radio» beklagt sich ein Macker über den Mist,

der am Radio läuft. «All That I Want» ist eine pubertäre Sexfantasie und «Hey Wow Yeah Yeah» in die Kindersprache regediertes Rockstargestammel. Man ahnt eine Form von Ironie. Doch die Studio-profis in Los Angeles haben so lange an den Songs geschuftet, dass sie jetzt klingen, als müsse man sie ernst nehmen.

Vor zwei Jahren hat Robbie Williams nochmals mit seiner alten Boyband gesungen, mit Take That. Er tat es mit der Gelassenheit und der etwas langweiligen Routine eines Popstars, der eine Karriere zu verwalten hat. Auf «Take the Crown» nun will er seinen Arbeitgebern in der In-

dustrie und im Konzertstadion zeigen, wie engagiert sein Herz noch immer für die Hitparade schlägt: Also stürzt sich Williams nochmals kopfüber in den besinnungslosen Teenage-Pop. Damit lässt er aber mehr hinter sich als ein paar uninspirierte Jahre. Nämlich alles, was ihn in seiner frühen Solokarriere, sagen wir: bis «Escapology» einzigartig machte. Es ist die Verletzlichkeit, mit der er aus dem Türspalt der milliardenschweren Musikindustrie herausang und nach menschlichem Gefühl bettelte. Robbie Williams, dieser Junge aus der englischen Provinz, war wie Pinocchio: eine Marionette auf grosser Popbühne, die ein Mensch sein will und darum vor der Welt viel rührenden Blödsinn anstellt. Jetzt, da dieser Pinocchio fast schon ein Mensch war und ein Kind gezeugt hat, steigt er nochmals in sein altes Kostüm mit den Fäden dran.

Der Cyborg singt

Und Robbie Williams wirkt hölzerner, als er es je war. Seine Gesangsstimme, die nie die stilsicherste war, aber immer ergreifend genug, wurde zum fehlerfreien Cyborg perfektioniert. Gehetzt und gepresst absolviert sie elf schematische Songs, die in ihrem Design aus dumpfen Beats und blöckenden Stromgitarren austauschbarer nicht sein könnten. Und Williams covert «Losers», eine moralinsaurer, in Kalifornien angesagte Nummer von The Belle Brigade. Die wendet sich gegen Verstellung, gegen Ironie und Sportsgeist - gegen das, was die britische Popmusik auszeichnet. Wir hören zum Ende des Albums also eine Automatenstimme, die gelernt hat, Authentizität zu buchstabieren. Es ist das gespenstische Schlusswort eines Mannes, der nochmals ein Junge sein wollte.

Take the Crown (Universal)

Kurz & kritisch

Schlachthaus-Theater Bunter Streit der Schöpfungsmeister

Am Ende ist da eine riesige Spirale. Sorgfältig berechnet und zusammengesetzt aus Strichen und Halbkreisen zieht sich diese über eine graue Wand bis weit über den Bühnenboden. Die Spirale, mit Kreide gezogen, ist das Ergebnis einer scheinbar unmöglichen Zusammenarbeit: Zwei selbst ernannte «Schöpfungsmeister» treffen im Kinderstück «Piter zückt die Zahl» im Schlachthaus-Theater aufeinander.

Der symmetrieverliebte Twart (Schang Meier) im schlichten grauen Overall stellt sich eine Welt aus lauter «geraden Linien» und «exakten Ecken» vor. Die exzentrische Poudël (Brigitta Weber) im knallbunten Tüllkleid hingegen träumt von einem kuscheligen Paradies voller Regenbögen und essbarer Seife. Bald entschliesst man sich, gemeinsame Sache zu machen, hat man doch denselben Auftraggeber. Wie Twart und Poudël ihre Wesensunterschiede zum Vorteil nutzen und mit der Hilfe von PETERS gezückten Zahlen die Spirale kreieren, ist ein einprägsames Bild: Statt rechthaberisch auf die eigene Ansicht zu pochen, lässt man sich auf das Gegenüber ein.

Auch mit Zahlen lässt sich spielerisch umgehen: Aus der 3 schiessen akustische Laserstrahlen und mit der 9 und der 6 wird Piter dingfest gemacht. Doch für das ulkige Treiben auf der Bühne scheint es überraschend still im Zuschauerraum - ob PETERS trockene Zahlenwelt für die Kinder doch etwas abstrakt ist?

Zwar ist sich die Gruppe Eiger Mönch & Jungfrau (Regie: Christoph Moerikofer) mit witzigen Songeinlagen (Musik: Resli Burri) und cleveren Tricks, wie den aus einer Luke herausfallenden farbigen Bällen, der Aufmerksamkeit der jüngeren Zuschauer sicher. Dennoch: Eine handfestere Story und Mut zu weniger offensichtlich pädagogisch wertvollen Inhalten hätte das Stück vertragen. *Lena Rittmeyer*

Aufführungen: 3./4. 11. um 16 Uhr